



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spanisches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Strandvogt zu Rantum auf Hörnum auch der Hirte seiner Gemeinde, nicht nur der Hüter des einsamen Strandes, und wenn man nach den häufigen Anklagen wegen Stranddiebstahls schließen darf, die gegen Strandvögte erhoben wurden, lasen nicht alle der kleinen Gemeinde die Predigten und Gebete so eindringlich und warm vor wie Niß Taten. Und der Schneider, der nach Feltmann am Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf Rorderney die Toten begrub, den Kirchendienst versah und predigte, wird sich schwerlich geweigert haben, um Strandgut zu beten, wenn die Gemeinde dieses von ihm verlangte.

So waren, auch wenn die zuletzt erwähnten Fälle die einzigen waren, in denen Laien Seelsorge ausübten, die Bedingungen für die Entstehung einer blasphemischen Sitte gegeben. Daß trotzdem nur die Sage von dem Gebete um Strandgut zu erzählen weiß und dafür, daß das Gebet an unsrer Küste wirklich üblich war, kein einziger stichhaltiger Beleg vorhanden ist, gibt uns die beruhigende Sicherheit, daß in den Kirchen an unsern Küsten ein solches Gebet nicht als Brauch sondern höchstens vereinzelt vorkam und dann die Empörung und den Widerspruch weckte, die jetzt noch in der Sage nachhallen.

Vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts habe ich die Sage nicht erwähnt gefunden. Wahrscheinlich entstand sie nach dem Niedergange der Hanse, als alles Unkraut am Strande aufschöß, das der Bund gejätet hatte. Daß sie erst so spät erwähnt, verteidigt und bekämpft wurde, mag mit dem Auftreten Speners zusammenhängen, der die Gewissen weckte und das Empfinden verfeinerte.

Leider hat sich nur der Wust der Strandrechtsakten erhalten, während so manche schöne Rettungstat an der deutschen Küste nur vom Herrn gesehen ins Meer geworfen wurde. Es sollte neben den fast zu ausführlichen Akten des Strandraubes eine dem Heldenbuche unsrer Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger vorausgehende Geschichte vom braven Manne geben. Schade, daß ihre meist nur in Sand und Meer und Menschenherzen geschriebnen Züge fast alle schon längst verweht, verrommen und vermodert sind.



## Spanisches



In dem Befreiungskampfe gegen Spanien hat sich das winzige Holland zur Weltmacht emporgeschwungen. Doch gestaltete sich sein Schicksal dem seines damals gewaltigen Gegners insofern ähnlich, als es wie dieser seine Weltmachtstellung nur kurze Zeit behauptete. Die kleine Handelsrepublik Venedig hatte ein halbes Jahrtausend lang als Weltmacht gelten können; Holland mußte rasch auf die Stufe der unbedeutenden Kleinstaaten zurücksinken, weil seine Blüte in die Zeit fiel, wo die durchgreifende Polizierung der großen Völker die

Masse zur Geltung brachte. Nachdem dann vollends die moderne Technik die Völker in ungeheure Kriegsmaschinen verwandelt hat, ist für einen Kleinstaat, und wäre jeder seiner Männer ein Oranien, Oldenbarneveldt oder Ruyter, jede Möglichkeit ausgeschlossen, in den Gang der Weltgeschichte bestimmend einzugreifen. Während jedoch von dem Sinken Hollands die Kleinheit des Landes die natürliche Ursache war, ist Spanien an der Natur seines Volkes gescheitert. Der romantische Spanier kann und will sich die Eigenschaften, mit denen Eroberungen behauptet und fruchtbar gemacht werden: Gewerbefleiß, Wirtschaftlichkeit und Ordnungssinn, nicht aneignen; und in der heutigen Zeit könnte er auch nicht einmal mehr erobernd auftreten, denn für den heutigen Maschinenkrieg taugt er nichts; seine ritterliche Tapferkeit, die er nur noch als Torero in der Arena beweisen kann, würde ihm nichts nützen. Zudem ist die geographische Lage und Gestalt seines Landes für die Entwicklung einer Seemacht bei weitem nicht so günstig wie die Englands, und sie macht das Eingreifen in innereuropäische Verhältnisse beinahe unmöglich. Der Zufall einer Heirat ist es gewesen, was ihm die Möglichkeit verschafft hat, eine Zeit lang sogar in Deutschland festen Fuß zu fassen und scheinbar die Geschicke Europas zu lenken. Heute hat es seine letzten Kolonien verloren und vermag nicht einmal bei der Teilung des noch freien Restes der Erde seinen Anspruch auf das ihm so nahe liegende, in Klima und Bodengestalt ähnliche Marokko wirksam geltend zu machen. Es wird niemals mehr Großmacht werden und sieht sich trotz der ansehnlichen Größe zum Rang eines Kleinstaats hinabgedrückt. Aber für die theoretische Betrachtung bleibt es ein höchst anziehender Gegenstand. Man mag es mit dem satirischen Auge eines Cervantes oder mit dem liebenden Auge eines Murillo oder Velasquez ansehen, es erfreut durch eine Fülle bunter, teils heiterer teils schöner Bilder. Und in Kunst und Wissenschaft wird es auch in Zukunft noch manchen wertvollen Beitrag zu unsern Kulturschätzen liefern. Endlich wird sich uns ergeben, daß auch für den Politiker die Kenntnis von Land und Leuten dieses originellen Staates unter Umständen von Wert sein kann.

Die vorjährige Revue des Cours et Conférences (diese Zeitschrift berichtet über die wichtigsten Universitätsvorlesungen und die Conférences genannten Cycles öffentlicher Vorträge) enthält in den Nummern 8 bis 12 vier Abhandlungen, in denen G. Desdèvises du Désert, Professor an der Universität von Clermont-Ferrand, den großen Irrtum des großen Napoleon beleuchtet, der ihm die erste Niederlage zuzog. Die Zerrwürfnisse der jämmerlichen bourbonischen Königsfamilie und die Verjagung des ihm dienstbaren „Friedensfürsten“ Godoy durch das wütende Volk gaben die erwünschte Handhabe zur Einnischung. Im März 1808 schickte er Murat mit Truppen nach Madrid, am 27. dieses Monats bot er seinem Bruder Joseph die spanische Krone an. Im April versammelte er den dummen König Karl den Vierten und dessen intrigante Gemahlin, den elenden aufrührerischen Infanten Ferdinand und den Friedensfürsten, die alle zu ihm ihre Zuflucht genommen hatten, in Bayonne als Gäste um sich. Als einige seiner Vertrauten Bedenken gegen das spanische Unternehmen äußerten, sagte er: „Wenn mich die Geschichte achtzigtausend

Mann kostete, würde ich mich nicht drauf einlassen; aber zwölftausend Mann genügen; Länder, in denen es von Mönchen wimmelt, sind leicht zu unterjochen.“ Einige Wochen später schrieb ihm Joseph: „Dieses Volk ist anders als alle übrigen Völker.“ Worin diese Einzigkeit besteht, will Desdevives in seinen Abhandlungen zeigen, die er betitelt: *L'Espagne héroïque, L'Espagne des moines, L'Espagne des lettrés*, Le 2 Mai 1808.

Das heroische Spanien ist uns zur Genüge bekannt. Herder hat sein Wesen mit dichterischer Divination erfaßt und, auf Grund einer französischen Quelle, in der Darstellung seines Eid nur die häßlichen Züge weggelassen, die an den Helden wilder Zeiten niemals fehlen: Grausamkeit und Fanatismus. Wie sich das spanische Rittertum in einer Zeit ausnimmt, in die es nicht mehr paßt, hat zur Erheiterung aller Nichtspanier Cervantes dargestellt; aber sein *Don Quixote* ist eigentlich eine Prophetie; im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, als der satirische Roman verfaßt wurde, hatte das spanische Rittertum seine Rolle noch nicht so ganz ausgespielt. Das beweist u. a. das Leben des 1582 gebornen Hauptmanns Alonso de Contreras, das Desdevives nach des Helden eignen Aufzeichnungen erzählt. Dieser ist ein abenteuerlicher Simplizissimus, verschönert durch spanische Romantik. Nur ein paar Züge, die das Spanische hervorheben, sollen hier mitgeteilt werden. „Meine Eltern, schreibt er, waren Sprößlinge einer alten Christenfamilie, die sich weder mit Mauren noch mit Juden vermischt hatte, und der kein vom Heiligen Offizium bestraftes Glied nachgewiesen werden kann. Sie waren arm, lebten im Ehestande, wie unsre heilige Mutter, die Kirche, es befiehlt, und zeugten sechzehn Kinder,“ die früh des Vaters beraubt wurden. Als Schulknabe beging er seinen ersten Mord, er entließ seinem Lehrmeister, einem Goldschmiede, als dieser ihn einmal zum Wasserholen gebrauchen wollte, und erklärte stolz, daß er dem Könige dienen wolle. „Señora, sagte er zu seiner Mutter, Euer Gnaden haben an der Kinderlast schwer zu tragen; lassen Sie mich meinen Lebensunterhalt im Heere gewinnen; mit Gottes Hilfe werde ich so viel erwerben, daß es für uns alle hinreicht.“ Damit war es nun zwar nichts, weil er nach Ritter- und Landsknechtsitte zu verpielen pflegte, was er erbeutete, und nur einmal bei einem Besuche beschenkte er Mutter und Geschwister, die mittlerweile einen zweiten Gatten und Vater bekommen hatten, aber er schwang sich doch vom Küchenjungen zum Fahnenjunker auf und zeichnete sich im Seekriege gegen Türken und Barbaren aus. Er erzählt mehrere Wunder, die die heilige Jungfrau für das christliche Heer und für ihn besonders gewirkt habe, und allerlei andre wunderbare Geschichten, die er erlebt hat. Einmal, als die Türken ihre Leichen köpflings ins Wasser warfen, sah man von einer den Kopf emportauschen. Das war ein christlicher Renegat, befehlt Alonso den Leser; Gott hat den Getauften erkannt und ihn von den Ungetauften abgefondert. Trotzdem, daß er sich im Frieden durch seine Unbotmäßigkeit den Behörden lästig machte, wurde er dem Könige für ein höheres Verwaltungsamt vorgeschlagen. Aber dieses schnappte ihm ein Konkurrent weg, und er beschloß, fortan nur noch dem höchsten Herrn zu dienen, kaufte ein Büßerhemd, Sackleinwand zu einem Gewande, Erbauungsbücher, einen Rosenkranz, einen Totenkopf und einiges Werkzeug, tat das alles in einen

Koffer, bei dessen Öffnung die Zollbeamten, die ihn anhielten, in Erstaunen gerieten, und baute sich in der Nähe von Agreda eine Einsiedelei. Nach sieben Monaten geriet er in den unbegründeten Verdacht einer Verschwörung mit Mauren und wurde verhaftet. Er beteuerte seine Unschuld und bot sich zur Folter an. Auf dieser widerrief er nicht mit einem Wort. (Das wird kein vereinzelter Fall gewesen sein. Angeklagte werden sich öfter — jene Menschen hatten ja andre Nerven als wir heutigen — erboten haben, ihre Unschuld durch die Standhaftigkeit auf der Folter zu erweisen, und das entschuldigt einigermassen die Barbarei der frühern Justiz.) Man glaubte ihm, und es gelang ihm nachträglich, seine Unschuld zu beweisen. Nach mancherlei weitem Abenteuer wurde er zum Kommandanten von Nola am Vesuv ernannt, dann nach Capua versetzt. Hier spielte er unbeschadet seiner Frömmigkeit der Klerisei einen Streich. Die Reichen pflegten sich der Einquartierungslast dadurch zu entziehen, daß sie eins ihrer Kinder in den Minoritenorden eintreten ließen, ihm das Haus verschrieben und sich nun des Privilegiums der Freiheit von Steuern und Lasten erfreuten. Contreras inspizierte diese Häuser, fragte in jedem: „Welches ist das Zimmer des Klerikers?“ Dieses! „Gut, das bleibt frei; in die übrigen Räume des Hauses werden drei oder vier Mann gelegt.“ Der Bischof bedrohte ihn mit der Exkommunikation und berief sich auf den Kanon: *Quisquis suadente diabolo*. Contreras antwortete: „Mit Teufeln habe ich nie etwas zu schaffen gehabt; aber wenn man mich exkommuniziert, wird keiner meinem Zorn entkommen, der sich nicht in die fünfte Sphäre zu retten vermag; denn Gott hat mir zwei Hände mit zehn Fingern gegeben und hundertundfünfzig Spanier unter mein Kommando gestellt.“ Seiner Grausamkeit rühmt er sich ebenso naiv wie seiner Großmut und Hochherzigkeit; er versichert, daß ihn seiner Gerechtigkeit und Unererschrockenheit wegen seine Untergebnen geliebt hätten und ihm treu ergeben gewesen seien.

Desdewises hat ihn als Typus gewählt, weil gerade diese Mischung von Brutalität und auf fatalistischem Glauben beruhender Frömmigkeit, von Grausamkeit und Seelengröße, von Begehrlichkeit und Uneigennützigkeit den Spanier charakterisiere. Dazu komme die unbeugsame Hartnäckigkeit. „Contreras hat seinen Willen nicht immer durchzusetzen vermocht; aber niemals hat ihn jemand zwingen können, zu tun, was er nicht wollte, und nie hat er eine Unbill erduldet, die er nicht gerächt hätte.“

Ein solches Naturell ist die Wurzel der Volksfreiheit. Desdewises erinnert daran, daß die Römer bei ihren Eroberungen nirgends hartnäckigern Widerstand gefunden haben als in Spanien. Man wird die Hartnäckigkeit und den leidenschaftlichen Widerstand gegen jede Art von Fesseln auf das iberische Blut zurückführen dürfen; seine Ritterlichkeit wird das Volk wohl der reichlichen Beimischung von Germanenblut verdanken. Wie es Gelegenheit fand, diese Eigenschaften in jahrhundertelangen Kämpfen gegen die Mauren zu üben und zu stärken, ist bekannt. Auch nach der Befreiung war Krieg sein natürlicher Zustand; in Romanzen, in großartigen Kathedralen stellte es sich künstlerisch dar. Es gab damals, führt unser Franzose aus, kein freieres Volk als die Spanier. Jedes der spanischen Königreiche hatte seine Repräsen-

tativverfassung. Freilich bestanden auch hier Feudalität und Hörigkeit, aber der Hörige hatte es leicht, sich zum Ritter emporzuschwingen, und die Hörigkeit drückte ihn nicht. In Kastilien wählten sich die Hörigen ihre Lehns-herren selbst, und sie durften sich einen wählen, der irgendwo in einer Grenz-provinz an der Küste ansässig war; das heißt also, die Abhängigkeit war rein nominell.

In Guipuzcoa und in Biscaya wurde jedes Männlein als Edelmann geboren. Franz der Erste von Frankreich rief einmal: Glückliches Spanien, wo die Menschen in Waffen zur Welt kommen. Selbstverständlich bedeutete diese Freiheit die Anarchie; darum beschloßen Ferdinand und Isabella, die ein geordnetes Staatswesen herstellen wollten, sie zu brechen; und zu diesem Zweck hat nach Desdevises Ferdinand der unbändigen Nation den furchtbaren Zügel der Inquisition angelegt. W. A. Huber, der Spanien genau kannte, hat sie deswegen für notwendig erklärt, weil das Volk in Gefahr geschwebt habe, durch Wechselheiraten mit Mauren und durch negerblütiges Hausgesinde mit orientalischen Lastern angesteckt zu werden. Vielleicht hat dieser Beweggrund unbewußt mitgewirkt; es mag ein gesunder Volksinstinkt gewesen sein, der die Inquisition sowie die Austreibung der Mauren und der Juden populär machte. Freilich gehörten beide Maßregeln zu den Doktor Eisenbartkuren, die den Patienten übermäßig schwächen, wenn sie ihn nicht umbringen. Desdevises meint, das Volk habe sich hundertundfünfzig Jahre lang dagegen gewehrt, und es würde ihm zum Heile der Zivilisation gelungen sein, das Joch abzuschütteln, wenn es nicht unglücklicherweise durch Karl den Fünften und durch den gewaltigen überseeischen Erwerb Weltmacht geworden wäre. Jeder Abenteurer hatte Aussicht, irgendwo Vizekönig und unermesslich reich zu werden; die Befriedigung der Habgier und der Ruhmbegier entschädigte für den Verlust der Freiheit, der übrigens gar nicht empfunden wurde, wenn man in den Nebenländern und in den Kolonien Karriere machte. Wer herrscht, der fühlt sich frei, und der Spanier glaubte sich damals von Geburt zur Herrschaft berufen.

Daß die Kriege zwischen Christen und Mauren bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den friedlichen und freundschaftlichen Wechselverkehr zwischen den beiden an vielen Orten vermischt lebenden Völkern nicht hinderten, hebt auch Desdevises hervor. Die Mohammedaner, meint er, seien weniger unduldsam gewesen als die Christen, ohne Zweifel, weil sie im Durchschnitt unterrichteter und philosophischer waren als diese. Mohammed habe Moses und Jesus als Propheten anerkannt und die Ungläubigen nur dann auszu-rotten befohlen, wenn sie sich weigerten, Tribut zu zahlen. (Der Tribut wird wohl die einzige Ursache sein, weshalb Türken und andre Mohammedaner in ihren Ländern christliche Bevölkerungen nicht nur geduldet, sondern gern gehabt haben.) Trotz der prinzipiellen Unduldsamkeit ihrer Religion aber hätten die spanischen Christen mit den Mohammedanern, abgesehen von Zeiten des erklärten Krieges, auf gutem Fuße gestanden. Ihr Alerus sei unwissend, verweltlicht und kriegerisch, ihr Leben barbarisch, ihre geschlechtliche Moral sehr lax gewesen; neben der ordentlichen Ehe sei in allen Bevölkerungsklassen

die Ehe auf Zeit allgemeine Sitte gewesen, sodaß sie sich von den Mauren keineswegs durch die Scheidewand einer höhern sittlichen Kultur getrennt gefühlt hätten. (Damit bestätigt er die Auffassung Hubers.) Das sei anders geworden, als sich die Bettelmönche im Lande verbreiteten, die durch ihre Armut und ihre Predigt der Nächstenliebe das Volk gewannen und aus ehrlicher fanatischer Überzeugung den noch in den Herzen schlummernden Haß gegen die ehemaligen Unterdrücker zur hellen Glut entflammten. Die Monarchen schwankten lange Zeit; auch Ferdinand zögerte noch mit der von den Fanatikern geforderten Austreibung; die Juden wollten sich mit Gold Duldung erkaufen. Da gab Torquemada den Ausschlag. Er trat in den Beratungssaal, stellte ein Kreuzifix vor dem Königspaar auf den Tisch und sprach: „Das ist euer Herr und Gott, den Judas um dreißig Silberlinge verkauft hat. Eure Hoheiten können ihn jetzt ein zweitesmal verkaufen.“ Die Austreibung zuerst der Juden, dann der Mauren, die sich nicht taufen ließen, wurde beschlossen.

Nun hätte ja, fährt der Franzose fort, die Alleinherrschaft des Christentums dem Lande zum Heile gereichen können, wenn der Katholizismus in der Bahn fortgeschritten wäre, die ihm die Renaissance eröffnete. Diese hat auch in Spanien schöne Blüten gezeitigt und Früchte getragen. Spanien hatte ausgezeichnete Gelehrte. In Salamanca strömten siebentausend Studenten zusammen; zweiundfünfzig Druckereien und vierundachtzig Buchhandlungen, die der Universität dienten, beschäftigten dreitausendsechshundert Personen. (Es verdient auch erwähnt zu werden, daß der Kardinal Ximenes die Complutensische Polyglotte, eine Bibelausgabe mit hebräischem, griechischem und lateinischem Text, in Complutum, d. i. Alcalá, herstellen ließ; sie wurde 1514 begonnen und erschien 1520.) Unglücklicherweise, schreibt Desdévives, ereignete sich mitten in dieser Blüte der große Abfall Luthers und Calvins, und der in seiner Existenz bedrohte Katholizismus flüchtete sich zu seiner Rettung in die Reaktion. Im Jahre 1550 veröffentlichte die Inquisition das erste Verzeichnis verbotner Bücher. Philipp der Zweite bestrafte das Lesen eines solchen mit dem Tode und verbot das Studium an ausländischen Universitäten. Ein Teil der Bibliothek von Salamanca wurde verbrannt, die eben erst eröffnete Anatomie geschlossen. Der geringste Verdacht einer Abweichung von der Orthodoxie begründete eine Anklage. Auch so frommen und zweifellos gläubigen Männern wie dem Dichter und ausgezeichneten Exegeten Luis de Leon\*) wurde der Prozeß gemacht. (Daß er gefoltert worden sei, wie Desdévives glaubt, ist nicht richtig. Von Heinrich Reusch, der den Prozeß nach den Akten darstellt, erfahren wir, daß vier der Richter die Folterung, aber mit Rücksicht auf den schwächlichen Körper des Angeklagten eine nur mäßige, vorgeschlagen hatten, daß aber statt dessen die Freisprechung erfolgte. Er durfte während der Haft seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzen, hat mehrere Werke im Gefängnis verfaßt, erhielt die Bücher, die er verlangte, darunter Homer, Pindar, Sophokles, Virgil und Horaz, und

\*) Ein Literaturhistoriker erklärt ihn für den größten spanischen Lyriker; unter andern Deutschen hat auch Geibel einige seiner Gedichte übersetzt.

bekam einen andern Diener, als er sich beschwerte, daß ihn der bisherige schlecht pflege. Das schlimmste waren die bekannten Formen des Inquisitionsprozesses und die lange Verschleppung. Was Luis am schwersten empfand, war die Entziehung der Sakramente. Als er nach seiner Freisprechung, erzählt eine nicht sicher beglaubigte Anekdote, seine erste Vorlesung hielt, hatte sich eine große Zuhörerschaft eingefunden, in der Erwartung einer ergreifenden Szene oder in der Hoffnung auf einige pikante Anspielungen. Er aber begann: *heri dicebamus*, und setzte die vor fünf Jahren gewaltsam abgebrochne Vorlesung fort.) Der Kampf gegen die Wissenschaft und gegen die freie Forschung wurde so gründlich geführt, daß zuletzt fast nichts übrig war als eine abergläubische und läppische Erbauungsliteratur und eine dieser entsprechende Theologie.

Ein besondrer Abschnitt wird den ignatianischen Exerzitien gewidmet. Diese bestehn in methodisch angeordneten Betrachtungen, die, bei gänzlichem Ausschluß jeder andern körperlichen oder geistigen Beschäftigung, mehrere Tage oder Wochen ununterbrochen fortgesetzt werden, zu dem Zwecke, in dem Üben den heroischen Entschluß zu einem dem Dienste Gottes geweihten Leben zu erzeugen oder ihn in dem schon früher gefaßten zu befestigen, und dieser Dienst wird als ein Kriegsdienst dargestellt. Der Exerzierende wird dabei angeleitet, sich die geistigen Mächte, mit denen er es zu tun hat: auf der einen Seite seinen erwählten König und Feldherrn Christus mit seinen Heiligen, auf der andern Lucifer und sein Heer, dann Himmel und Hölle sowie die Personen und die Ereignisse der heiligen Geschichte so deutlich und lebendig vorzustellen, daß er sie greifbar zu sehen glaubt. Unser Franzose sagt ganz richtig, daß die Wirkung einer solchen methodischen Seelengymnastik je nach der verschiedenen Individualität sehr verschieden ausfallen muß. Ein reines Gemüt, das mit einem verständigen Geist und einem tätigen Sinn verbunden ist, kann großen Nutzen für seinen moralischen Fortschritt daraus ziehn. Gerade den Spaniern aber mußte diese Art Exerzitium zum Verderben gereichen. Sie waren schon von Natur phantastisch genug und ließen sich gern eine Methode gefallen, das Himmelreich durch Schwelgen in Phantasien zu erobern. Die Exerzitien waren für sie eine Erziehung zum Müßiggang und zur „intellektuellen Vagabondage.“ Man verlernt dabei leicht das Arbeiten, gewöhnt sich das Nachdenken und Forschen ab, verliert die Lust und Fähigkeit zur Kritik und mag nichts weiter tun als phantasieren und schwärmen. Das kontemplative, das Mönchsleben wird höchstes und ausschließliches Ideal, und nachdem Spanien mit seinen auswärtigen Besitzungen seine Reichtümer verloren hat, verwenden die Vornehmen den Rest ihres Besitzes auf die Erbauung palastähnlicher Klöster. Mönche bevölkern die Straßen und sind die leitenden Personen in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten. Es hat, als im achtzehnten Jahrhundert die Macht der Inquisition abnahm, nicht an Ansätzen zu einer von der Kirche unabhängigen Literatur gefehlt — Desdèvises schildert ausführlich die Wirksamkeit der ganz literarischen Familie Triarte —, aber zu einem kräftigen Geistesleben konnte es nicht kommen, weil bei der Interesselosigkeit und Unwissenheit des aus Analphabeten bestehenden

Volktes die Resonanz und der Erfolg fehlten: in Madrid machten einander fünfzig Autoren ein winziges Publikum streitig, selbstverständlich nicht immer mit schönen Mitteln.

Die Mönche haben also Spanien in der Unwissenheit erhalten. Muß man daraus schließen, daß sie es wehrlos gemacht hätten? fragt Desdèvisès und antwortet: durchaus nicht! Wir haben eine dahin gehende Äußerung Napoleons mitgeteilt. Ähnlich äußerte er sich im Gespräch mit Escóquiz, dem Erzieher des Infanten Ferdinand. „Der Widerstand der Spanier kann mir nicht furchtbar werden. Die Großen und die Reichen, die durch Auflehnung ihr Vermögen aufs Spiel setzen würden, werden das Volk beruhigen. Den Klerus und die Mönche werde ich für jede Unordnung verantwortlich machen. Sie werden demnach ihren ganzen Einfluß aufbieten, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Der Pöbel mag es hier und da mit Revolten versuchen, aber strenge Züchtigung wird ihn zur Pflicht zurückführen.“ Wo Napoleons Rechenfehler steckte, zeigt Desdèvisès mit folgenden Worten: „Wenn die Mönche elende Lehrer der Humanität und der Theologie und geschworne Feinde der Profanwissenschaften waren, so verstanden sie sich dafür desto besser darauf, in diese einfältigen Seelen einen unerschütterlichen Glauben zu pflanzen und sie stahlhart zu hämmern. Aus dem schlichten Bauern machten sie einen Mann, der überzeugt war, von allem, was es auf Erden wissenschaftwertes gibt, das wesentliche zu wissen, einen Mann, der jeden Menschen andern Glaubens verachtete, und gegen dessen Überzeugung kein Zwang etwas vermochte. So unfähig die Mönche waren, die Wissenschaften zu lehren, so wunderbar geschickte Charakterbildner und Erzieher zur Energie waren sie. Sie bewiesen diese Energie durch ihre beständige Kampfbereitschaft, durch ihre Herrschaft über das Volk und über sich selbst. Sie haben in den tropischen Ländern Reiche erobert und die Furcht vor dem spanischen Namen in Gegenden getragen, in die der spanische Soldat nicht einzudringen vermochte. Napoleon gedachte den Mönchen Furcht einzuflöszen, aber sie fürchteten sich nicht und wiegelten die Nation gegen ihn auf.“

Nur zu gern ließ diese sich aufwiegeln, denn sie haßte die Franzosen und hatte schon jedem Reformversuch der vier Bourbonenkönige als einem Angriff auf ihren Nationalgeist und ihre Nationalheiligtümer Widerstand geleistet. Der Franzose findet das sehr unverständlich; die spanischen Bourbonen seien gewiß keine Genies, aber mit den drei letzten Habsburgern verglichen Sterne erster Größe gewesen, hätten auch manches Gute geschaffen. Und er bedauert diese „unverständige“ Feindschaft. Das Ideal der französischen Staatsmänner des achtzehnten Jahrhunderts sei ein enges Bündnis der drei romanischen Nationen, zunächst gegen die englische Seemacht gewesen, und in einem solchen liege heute die einzige Möglichkeit, ihnen eine ehrenvolle Zukunft zu sichern.

Die Ereignisse des 2. Mai 1808 findet jeder in seinem Handbuch der Weltgeschichte. Nachdem schon mancherlei Kundgebungen die Stimmung der Madrilenen verraten hatten, brach der Aufruhr aus, als sich die letzten noch auf spanischem Boden weilenden Glieder der Königsfamilie zur Abreise an-

schickten: die abgesetzte Königin von Etrurien, des Prinzen von Asturien und nachmaligen Königs Ferdinand des Siebenten Schwester und ihre Kinder. Man erfuhr, daß der vierzehnjährige Infant Francisco sich weinend sträube und nicht in den Wagen steigen wolle; die Weiber heulten, die Männer gerieselten in Wut. Eine Dynastie, ein Monarch mag noch so jämmerlich und verachtet sein, bei einer Bedrohung durch das Ausland schätzt das Volk die fürstlichen Personen als Symbole und Bürgen der nationalen Unabhängigkeit. Der Kampf am Tage und die auf Murats Befehl in der Nacht vollzogenen Füsilladen kosteten ungefähr zwölfhundert Menschen das Leben. Desdewises erzählt den Verlauf der Revolte ausführlich. Am 3. Mai bemerkte Murat in einer Beratung mit den spanischen Ministern: „Der gestrige Tag sichert dem Kaiser den Besitz Spaniens.“ Der Kriegsminister D'Farrill erwiderte: „Sagen Sie vielmehr, er hat es ihm für immer geraubt.“ Nicht 80000, sondern 300000 Mann mußte Napoleon fünf Jahre lang in Spanien kämpfen lassen, und der Kampf war vergebens. Freilich kamen den Spaniern die Engländer zu Hilfe. Bei deren Nennung erinnern wir uns einer Anekdote, die wir vor langen Jahren in einem der vielen historischen Werke Wolfgang Menzels gelesen haben, und die sich beim Einzuge eines englischen Generals — ob es Wellington war, wissen wir nicht mehr — in eine spanische Stadt ereignet haben soll. Der prozenhafte Engländer fing an, Geld unter das Volk zu werfen. Da verstummte der Jubel, niemand bückte sich, die Geldstücke aufzuheben; ein armer Mann trat an das Pferd des Lords heran und sagte: Wir begrüßen Sie mit Jubel, weil Sie uns in unserm Freiheitskampfe zu Hilfe kommen; Ihr Geld wollen wir nicht.

Nach den Schilderungen heutiger Reisefeuilletons zu urteilen hat sich der spanische Volkscharakter, wie sich bei der Dauerhaftigkeit von Rassen-eigentümlichkeiten ja auch erwarten ließ, in den letzten hundert Jahren nicht geändert. Und obwohl Spanien jetzt in der hohen Politik übergangen zu werden scheint, wird doch auch in Zukunft die Diplomatie gut tun, diesen Volkscharakter im Gedächtnis und im Auge zu behalten. Anlässe zu Reibungen können immerhin noch entstehen, und wenn bei einer solchen ein Großstaat Spanien von oben herab behandelt oder ihm Ehrenkränkendes zumutet, so kann er einen Kampf heraufbeschwören, worin er zwar siegen wird, dessen Opfer aber der Ertrag nicht aufwiegt. Bismarck hat darum klug gehandelt, als er vor neunzehn Jahren in einem solchen Falle den Papst als Schiedsrichter anrief und den Spaniern die Karolinen überließ.

